

Höderlins Lebensbahn

Autor(en): **Häny, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **44 (1964-1965)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161655>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hölderlins Lebensbahn

ARTHUR HÄNY

I

Dem Leben eines Menschen geht meistens ein Entwurf voraus. Er veranschlagt seine Möglichkeiten, er versucht sich selber auszulegen, die eigene Zukunft zurechtzulegen. Er macht sich ein Bild von sich selber. Dieser Entwurf ist, im Falle Hölderlins, aus den Texten deutlich herauszulesen. Das Jugendgedicht *Mein Vorsatz* spricht vom «Schwung nach Pindars Flug» und vom «kämpfenden Streben nach Klopstocksgröße». Das also ist der Entwurf dieses Jünglings: zu werden wie Klopstock oder wie Pindar — ein großer hymnischer Dichter zu werden. Depressiv, wie er ist, zieht er zwar die Erreichbarkeit dieses Zieles sogleich in Zweifel: «Ich erreich' ihn nie, den / Weltenumeilenden Flug der Großen.» Aber gleich darauf ermuntert er sich: «Doch nein! hinan den herrlichen Ehrenpfad! / Hinan! hinan! im glühenden kühnen Traum / Sie zu erreichen...», nämlich jene Großen zu erreichen, die sein Vorbild sind. Statt aber auf diesem Höhepunkt des Aufschwungs auszuklingen, resigniert die Ode zuletzt: «... muß ich einst auch / Sterbend noch stammeln: vergeßt mich, Kinder¹!»

Ob nun erreichbar oder unerreichbar — das Ziel steht fest. Der Weg dagegen, auf welchem es allenfalls erreicht werden soll, heißt hier «der herrliche Ehrenpfad». In einem andern Jugendgedicht wird er, für Hölderlin typischer, «die heilige Bahn» genannt². Diese heilige Bahn ist sozusagen der geometrische Ort der Größe. Pindar und Klopstock haben sie vorgezeichnet, und wiederum überkommen den Jüngling heftige Zweifel, und wiederum sucht er die Zweifel zu überwinden, indem er sich aufrafft. Der Schluß des Gedichtes lautet folgendermaßen:

Ha! sie ist heiß die heilige Bahn —
Ach wie geübt der Große dort rennt!
Um ihn herum — wie da Staunen wimmelt,
Freunde — Vaterland — fernes Ausland.
Und ich um ihn mit Mückengesums,
Niedrig — im Staub — nein, Großer, das nicht!
Mutig hinan! — ! —

Die Interpunktion mit den zahlreichen Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen bezeugt ein Pathos, das man als einen Ausläufer des Sturms und

Drangs bezeichnen darf. Unbedingt ist der Wille zum Aufbruch, der glühend ehrgeizige Wille, diese heilige Bahn zu betreten, koste es, was es wolle. «Gefahren» und «Leiden» werden dabei großzügig in Kauf genommen. Sie scheinen dem Jüngling erträglicher als die spießige, wohlgeordnete, schläfrige Ruhe des Bürgertums. Den Lorbeer zu erhaschen, das ist seine «zornige Sehnsucht». So schreibt denn der Neunzehnjährige, seufzend über den Schulzwang des Tübinger Stifts, wo er sich zum Theologen bildet:

Ich duld' es nimmer! ewig und ewig so
Die Knabenschritte, wie ein Gekerkerter,
Die kurzen vorgemeßnen Schritte
Täglich zu wandeln, ich duld es nimmer!
Ist's Menschenlos — ist's meines? ich trag es nicht,
Mich reizt der Lorbeer — Ruhe beglückt mich nicht,
Gefahren zeugen Männerkräfte,
Leiden erheben die Brust des Jünglings³.

Das alles ist natürlich vollkommen abstrakt gesprochen, ohne Kenntnis des Lebens, nur aus dem einen, heißen Hunger nach Größe heraus. Darum das angestrenzte Pathos dieser Jugendgedichte, die hin- und herpendeln zwischen Triumphgejauchze und reichlichen Tränen. Was eigentlich Dichtertum *ist*, steht noch gar nicht zur Diskussion, jedenfalls nicht in tieferem Sinne. Es ist irgendwie groß, heldisch, ernst, unbürgerlich, ehrenvoll, tragisch. Wer diese Bahn betritt, ist anders als die anderen sind. Unerhörte Widerstände türmen sich dem strebenden Jüngling entgegen — Widerstände, die dazu da sind, unter «Gefahren» und «Leiden» überwunden zu werden. So sagt das Gedicht *An die Ehre*:

Umdonnert, Meereswogen, die einsame,
Gewagte Bahn! euch höhnet mein kühnes Herz;
Ertürmt euch, Felsen, ihr ermüdet
Nie den geflügelten Fuß des Sängers⁴.

Der junge Hölderlin scheint sich der Vermessenheit dieses Lebensentwurfes noch gar nicht bewußt zu sein. Doch fällt er immer wieder in Depressionen, in bohrende Zweifel zurück. Die rhythmische Gebärde seiner Jugendlyrik ist diejenige des Anlaufs und Rücklaufs. «Ewig Ebb' und Flut» — darüber klagt er noch in viel späteren Briefen. Eine Gleichgewichtslage ist nicht erreichbar.

II

In den letzten Tübinger Studienjahren wird ein neues Beispiel von Größe sichtbar, das alle früheren Beispiele überstrahlt: Schiller. Unter seinem Einfluß entstehen jetzt wortreiche hymnische Reimgedichte, welche den Entschluß, «die

heilige Bahn» zu betreten, statt in klopstockschem nun eben in schillerschem Stil ausdrücken, darüber hinaus jedoch die humanistischen Ideale des 18. Jahrhunderts besingen.

Eines davon beginnt mit den Zeilen:

Die ernste Stunde hat geschlagen;
Mein Herz gebeut; erkoren ist die Bahn!
Die Wolke fleucht, und neue Sterne tagen,
Und Hesperidenwonne lacht mich an⁵!

Und Hölderlin hat das Glück, Schiller persönlich kennenzulernen und von ihm, dem Hochverehrten, die erste Hofmeisterstelle vermittelt zu bekommen. Voll Zuversicht, voll feuriger Ideale fährt er in die Welt hinaus. Er will seine Sache gut machen. In Waltershausen soll er den Sohn Charlotte von Kalbs erziehen. Mit Rousseau gerüstet, um Kant bemüht, philosophische und pädagogische Programme entwerfend, so tritt er an seine Aufgabe heran. Aber das Gesetz seines Charakters, der ewige Wechsel von Flut und Ebbe, bewährt sich auch hier. Der anfänglichen Begeisterung für seinen Zögling folgen Enttäuschung, Verzweiflung und Kälte nach. Man muß allerdings gestehen, daß Hölderlin für diesen Knaben sein Äußerstes getan hat, aber ohne Erfolg. Zur Auseinandersetzung mit der Dumpfheit und Stumpfheit ist sein hochfliegender, idealistischer Geist nicht geschaffen. Charlotte von Kalb entläßt ihn in Güte. In ihren Briefen an Schiller stehen Worte, die eine außerordentliche Einfühlungsgabe bezeugen. Sie sagt da, in bezug auf Hölderlin: «Und Ruhe, Selbstgenügsamkeit — und Stetigkeit werde doch endlich dem Rastlosen! Er ist ein Rad, welches schnell läuft⁶!!» Mit seltener Intuition hat sie das Wesentliche getroffen. Die Lebensbahn, die erst nur abstrakt entworfen worden war, ist jetzt schon angetreten. Der Dichter durchläuft sie mit angsterregender Schnelligkeit. Leiden und Gefahren nehmen konkrete Gestalt an. Die Sache gleitet aus dem Bereich der Rhetorik in den Bereich der Wirklichkeit hinüber.

Von Waltershausen geht Hölderlin nach Jena, in die unmittelbare Nähe Fichtes und Schillers. Er schreibt, er studiert, er denkt auch an eine wissenschaftliche Karriere. Er hat die Großen, deren «weltenumfliegenden Flug» er nachzuahmen sich sehnte, jetzt täglich vor Augen. Aber infolge des ihm innewohnenden Gesetzes des Anlaufs und Rücklaufs wird er dieses Anblicks nicht froh. Schillers Größe begeistert ihn zutiefst, aber sie schlägt ihn auch nieder. Allzu deutlich steht ihm in dem berühmten Dichter das gegenüber, was er selbst nicht hat werden können. Sein unbefriedigter Ehrgeiz schlägt in Depression um. Er kann es sich nicht verzeihen, so nahe der Größe nicht selber auch groß zu sein.

Vielleicht auch hat er dunkel gefühlt, daß ihm Schiller, in einem anderen Sinne noch, unerreichlich ist. Schiller erblickt in der Vernunft, im Ethos, im moralischen Willen des Menschen eine unabhängige, freiwirkende Kraft. Den

Raum und die Zeit dagegen, die uns umgeben als Natur, als Geschichte — darin sieht Schiller, mehr oder weniger, einen bloßen «Stoff», ein bloßes Objekt unseres Wollens und Denkens. Er trachtet zwar nach der Versöhnung von Stoff und Form, von Notwendigkeit und Freiheit; aber selbst diese Versöhnung bleibt bei ihm ein bewußter Akt und eine Entscheidung. Schillers Welt lebt aus Entgegensetzungen, sie ist durch und durch dualistisch strukturiert. Unmittelbare Fühlung mit dem Gegenüber der Welt ist ihm nicht gegeben. Hölderlin aber strebt im Lauf der Jahre immer deutlicher danach, ganz einzugehen in die Natur und in die Geschichte; ganz einzugehen in dieses unendliche Du, das uns allenthalben umgibt und in welchem er das Walten der Götter spürt. Die Götter sind ihm nicht nur Verkörperungen abstrakter Gedanken, dekorative Allegorien, wie sie es letzten Endes für Schiller sind. Die Götter sind ihm wirkende Wesenheiten, strahlend konkret, und Raum und Zeit sind ihre fortwährende Auswirkung. Schiller strebt etwas Stoisches an, die Selbstbehauptung im sittlichen Tun und Wollen. Hölderlin aber strebt danach, dem unendlichen Du, den Göttern ganz offen zu sein: um sie deuten und um sie feiern zu können.

In der Nähe Schillers und Herders, Kants und Fichtes, in dieser Ära des humanistischen und ethischen Denkens, droht Hölderlin der Selbstverlust. Aber das mag er wohl erst dunkel fühlen. Dennoch ist nun sein Weggang von Jena, Ende Mai 1795, eine regelrechte Flucht. Der unbefriedigte Ehrgeiz, das hypochondrische Bewußtsein, daß er im Grunde für Schiller ein Nichts sei, aber auch Geldnot hat diese Flucht veranlaßt. Äußere und innere Gründe wirken zusammen. Er kehrt zu der Mutter ins schwäbische Nürtingen zurück. Er kommt sich gescheitert vor und erlebt ein paar Monate der entsetzlichsten Niedergeschlagenheit. Hölderlin ist an seinem Eispol angelangt. Anlauf und Rücklauf, begeisterte Wärme und gleichgültige Kälte, strömende Liebe und starre Verschlossenheit: das sind die Gegenpole in seinem Charakter. Wie bezeichnend ist da der erste Ansatz zu der Elegie *Der Wanderer*:

Süd und Nord ist in mir. Mich erhitzt der Ägyptische Sommer,
Und der Winter des Pols tötet das Leben in mir.

III

In den Jahren 1794 und 1795, zu einer Zeit also, die man als die Schiller-Epoche seines Lebens bezeichnen kann, hat Hölderlin vor allem an seinem Roman *Hyperion* gearbeitet. Zweimal ist in den Vorarbeiten zum *Hyperion* an prägnanter Stelle die Rede von einer «exzentrischen Bahn», die wir als Menschen durchlaufen⁷. Die exzentrische Bahn ist zweifellos eine Irrbahn, ein Weg voller Abwege und Umwege, und nur der Ausgangspunkt und der Ziel-

punkt stehen fest. Sie führt, so lesen wir, «von der Kindheit zur Vollendung». Kindheit bedeutet für Hölderlin ein seliges, dahinträumendes Einssein mit der Natur und allem, was lebt; ein beinahe noch unbewußtes Sein, eine glückliche Einfalt. Das also ist der Ausgangspunkt. Dann reißen wir uns los von der Natur, werden immer bewußter, aber auch immer problematischer, und müssen nun versuchen, die verlorene Einheit kraft eigener Anstrengung wiederherzustellen. Das ist der Zielpunkt. Die exzentrische Bahn durchläuft also ein Zwischenreich der Irrungen und des Zweifels, der Subjekt-Objekt-Spaltung. An ihrem Ende aber steht die neue und höhere Wiedervereinigung mit der Natur oder, mit dem Dichter zu reden, der «Frieden alles Friedens, der höher ist denn alle Vernunft». Und eben dieses Zwischenreich der Subjekt-Objekt-Spaltung scheint mir ein schillersches Reich zu sein. Das angestrebte Ende der Bahn, jener Frieden alles Friedens, das ist ganz Hölderlin.

Anfangs 1796 hat der Dichter, als Sechszwanzigjähriger, im Hause des Bankiers und Kaufmanns Jakob Friedrich Gontard seine zweite Hofmeisterstelle angetreten. Jakob Friedrichs Gattin, Susette Gontard, ist die Diotima von Hölderlins Gedichten geworden. Die außerordentliche Strahlungskraft dieser Frau, ihre Geselligkeit zugleich und Innerlichkeit, ihre Grazie und ihr Takt, ihre Menschlichkeit, aber auch ihre Schönheit — sie leuchten heute noch mit unverminderter Kraft aus den Texten der Überlieferung. Und die neuen biographischen Funde, die dem Germanisten Adolf Beck vor etwa zehn Jahren geglückt sind, bestätigen eindrucklich den zarten Zauber dieser Frau. Kein Wunder also, wenn sich Hölderlin in ihrem Banne verwandelt sieht. Er war zuvor an sich und an aller Welt verzweifelt. Jetzt aber sieht er: Es *gibt* das Schöne, es *gibt* das Göttliche, wonach er sich sehnt; es ist fraglos da; es braucht nicht durch angestrenzte Abstrahierung und Idealisierung erst herankommandiert zu werden. Das Ende der exzentrischen Bahn, der Frieden alles Friedens, kommt wirklich in Sicht.

Er kommt in Sicht — um dem Dichter gleich wieder entrissen zu werden. Seine Liebe zu Susette Gontard, die von der Geliebten so herzlich erwidert wird, ist unerfüllbar. Sie ist die Frau eines andern und fast so sensibel, wie Hölderlin selber es ist. Weder er noch sie ist so rüstig — oder so ruchlos —, daß sie sich über die ethischen und gesellschaftlichen Konventionen hinwegsetzen könnten. Durch ihre Unerfüllbarkeit wird die Liebe zum Leid. Und die Trennung vom September 1798 hat beiden eine unheilbare Wunde geschlagen.

In demselben Jahre 1798, aber noch vor der Trennung, hat Hölderlin eine Reihe kurzer Gedichte geschrieben, in welchen er sich gänzlich von der schillerschen Reimstrophe abwendet und zur antiken Odenstrophe zurückkehrt, die er schon einst als Jüngling, im Zeichen Klopstocks, verwendet hatte. Aber wie anders klingen diese Strophen jetzt, wie unrhetorisch; voller Geist sind sie, voll erlittener Wirklichkeit. Einige sind in ihrer Kürze fast epigrammatisch, so etwa diese eine Strophe, die *Lebenslauf* betitelt ist. In gefährdeter

Zeit versucht der Dichter seine Lebensbahn noch einmal auf eine geometrische Formel zu bringen.

Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Schön ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf' ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam⁸.

Noch einmal die Gebärde von Anlauf und Rücklauf, aber aufs ganze Leben bezogen! «Hoch auf strebte mein Geist»: darin ist der kühne, aber gefährlich abstrakte Aufstieg der Studienjahre und der Schiller-Epoche festgehalten. In einem einzigen großen Anlauf erreicht die Lebensbahn ihren Scheitelpunkt: den größtmöglichen Abstand von der Natur, von der sie einst ausgegangen ist. Dann erfolgt der Umschwung. «... aber die Liebe zog / Schön ihn nieder...» Diotima zieht den Geist des Dichters auf schöne Art aus seiner Verstiegtheit näher zur Erde zurück. Eine selige Rückkehr! Die Subjekt-Objekt-Spaltung wird überwunden. Das einzelne nähert sich wieder dem Ganzen an, das Individuum des Dichters der göttlichen Natur. Da nun aber die Liebe in Leid übergeht, fällt «des Lebens Bogen» immer steiler ab, dem Absturz Phaetons vergleichbar. «So durchlauf ich des Lebens / Bogen und kehre, woher ich kam.» Die Rückkehr an den Ausgangspunkt, der Eingang des Einzelnen ins Ganze, muß als tragischer Untergang verstanden werden. Es ist die Zeit, da sich Hölderlin mit Empedokles zu beschäftigen beginnt: dem Helden, der «zurückkehrt», indem er in den Krater des Ätna hinabspringt.

IV

«Mich reizt der Lorbeer — Ruhe beglückt mich nicht...» Wie weit ist der kaum erst Dreißigjährige nun von solcher Jugendrhetorik entfernt! Die Lebensbahn eines Dichters ist offenbar etwas anderes als jener «herrliche Ehrenpfad», von welchem er einstmals geschwärmt hat. Um der Dichtung willen hat Hölderlin, entgegen den Wünschen seiner Mutter, auf eine bürgerliche Existenz verzichtet und sich immer wieder da und dort mit einer fragwürdigen Hofmeisterstelle begnügt. Statt ihm aber Ehre einzubringen, führt die Dichtung diesen hypersensiblen, verletzlichen Menschen immer tiefer in die Einsamkeit hinein. Die «Gefahren» und die «Leiden», vormals rhetorisch begrüßt, jetzt drohen sie ihn zu vernichten; die von dem Jüngling verschmähte «Ruhe» dagegen wird zu des Mannes dringendster Sehnsucht. So unterscheidet sich der Entwurf des Lebens vom Leben selbst. In der Hauptsache aber bleibt sich Hölderlin treu: in der Leidenschaft und im Wissen, ein Dichter zu sein. Nach der Trennung von Diotima hat er nichts anderes mehr. Er lebt nur noch, um zu dichten. Und Dichten heißt, das Göttliche, das einmal da war und wiederkommen wird auf diese Erde, deuten und feiern.

Das Drama Empedokles sollte enden mit dem sakralen, festlichen Freitod des Helden. Aber im Verlauf der Arbeit an dem Stoff wird die Begründung des Freitods immer schwieriger. Trotz aller Kränkungen, Erschütterungen und Leiden hat der Mensch offenbar nicht das Recht, von sich aus ins All zurückzukehren. Wie denkt nun der Dichter in seiner Reifezeit von seiner Lebensbahn und vom Schicksal des Menschen?

In dem Kurzgedicht *Lebenslauf* ist eine bogenförmige Bahn angedeutet, die irgendwie dem Kreislauf des Wassers gleicht. Jenem Hen kai pan, dem göttlichen Urgrund der Natur, entspricht im Falle des Wassers der Ozean. Davon ist es ausgegangen, und dahin kehrt es zurück. Ein ganz besonderer Zauber ergreift den Dichter, wenn er die Ströme dahingleiten sieht, zurück ins Ununterschiedene — aus der Vereinzelung zurück in das Ganze. Sie tun, was er im Innersten auch tun möchte. *Hyperions Schicksalslied* setzt sogar die Rückkehr des Stroms und diejenige des Menschen einander gleich:

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Aber immer deutlicher erkennt er, daß eben das Menschliche vom Elementaren doch wesentlich verschieden ist. Ja mehr: daß das spezifisch Menschliche gerade dort geleistet wird, wo einer der fortreißen den Sehnsucht sich widersetzt, auf der Erde sich festhält. So spricht er von den Strömen jetzt differenzierter. Sie ergreifen ihn immer noch unvermindert in ihrem Dahinrauschen, zum Ozean hinab, aber er weiß doch zugleich, daß ihre Bahn nicht die seine ist. Darum lesen wir in der Ode *Stimme des Volks* von den Strömen:

Wer liebt sie nicht? und immer bewegen sie
Das Herz mir, hör' ich ferne die Schwindenden,
Die Ahnungsvollen meine Bahn nicht,
Aber gewisser ins Meer hin eilen.

Aus eigener Kraft wäre es dem Menschen vielleicht unmöglich, dem elementaren Fortgerissenwerden, der Rückkehr ins All, zu widerstehen. Denn diese Kraft ist groß. Die Ode *Stimme des Volks* spricht davon, daß die Sterblichen allzugern «Ins All zurück die kürzeste Bahn» einschlugen. Das geziemt jedoch dem Strom, nicht dem Menschen — und vielleicht nicht einmal dem Strom. Das Gedicht gibt zunächst ein großartiges Bild dieses Fortgerissenwerdens:

...
Ins All zurück die kürzeste Bahn; so stürzt
Der Strom hinab, er suchet die Ruh, es reißt,
Es ziehet wider Willen ihn, von
Klippe zu Klippe den Steuerlosen
Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu...

Eine unvergeßliche Formel! Und sogleich gleitet die Vision von dem hinstürzenden Strom auf den Menschen über:

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu;
Das Ungebundne reizet, und Völker auch
Ergreift die Todeslust...

Auf diese Weise die Lebensbahn abzukürzen und direkt in den Abgrund, in den Ursprung zurückzukehren, das braucht nicht ein Ausdruck frevler Gesinnung zu sein. Viel eher ist es bei Hölderlin der Notausgang des Gottbeseelten aus einer gottfernen Welt. Denn wie soll er bleiben in dieser Finsternis, in dieser babylonischen Verwirrung der Menschenwelt, wo jeder nur «ans eigene Treiben geschmiedet ist» und nicht auf den andern hört, viel weniger auf das Göttliche? Aber je dringender die Sehnsucht zur Rückkehr wird, desto dringender auch die Gründe des Bleibens. Menschliches Werk auf dieser Erde wird nur im Ausharren, in Selbstüberwindung vollzogen. Die Götter selber, so lesen wir, wirken der Todeslust entgegen. Sie

...hemmen öfters, daß er lang im
Lichte sich freue, die Bahn des Menschen⁹.

So wird nun, durch die Gegenwirkung der Götter, die Lebensbahn ausladender und größer geschwungen. So schmerzlich den Dichter das Bleiben oft auch ankommen mag — immer einsamer, wie er ist, nach dem Abschied von Diotima, der immer tieferen Verlassenheit, der Erfolglosigkeit seiner Dichtung in seiner Zeit — so harrt er doch eben aus. Der Sinn davon ist, sein Werk zu vollenden, und das hat er geleistet.

Die Umkehr vom Fortgerissenwerden zum Bleiben wird in Hölderlins Spätwerk immer bewußter vollzogen. Er beginnt jetzt, im Gegensatz zu seinen Anfängen, alle diejenigen Dinge zu schätzen, die den Menschen — und also ihn selbst — im Bleiben festigen können: das Gesetz und die Tradition, die wohlgeordnete Einrichtung des Daseins. Unter den Göttern, die der Todeslust entgegenwirken und uns zum Bleiben verhelfen, kommt seltsamerweise der Weingott zu Ehren. Dionysos bei Hölderlin hat nicht das Geringste zu tun mit Nietzsches Dionysos. Er ist der einzige von den hölderlinschen Göttern, der ausharrt. Christus ist, von der Sehnsucht zum Vater bewegt, zurück in den Himmel gefahren, wie es die Hymne *Der Einzige* deutlich zu verstehen gibt¹⁰.

Von Herakles berichtet der Mythos, daß er auf einem brennenden Holzstoß geendet habe und in den Olymp gefahren sei. Dionysos aber ist geblieben, in Gestalt des Weines, dem Hölderlin sakrale, sänftigende, beglückende Wirkungen zutraut. So verwundert es nicht mehr, von Dionysos zu lesen, daß er

Die Todeslust der Völker aufhält und zerreiet den Fallstrick,
Fein sehen die Menschen, daß sie
Nicht gehn den Weg des Todes und hüten das Maß. . .¹¹.

Viele Stellen in dem immer sibyllinischeren und undeutbareren Spätwerk bezeugen doch unmißverständlich den Widerstand gegen das Elementare und die Würde des Bleibens. «Ungebundenes aber / Hasset Gott», heißt es einmal, und an anderer Stelle lesen wir von den Griechen: «Denn voll des Mutes waren / Daselbst sie, es bedarf aber / Der Kühlung auch, Daß ungebunden zu Toten / Nicht übergehe der brennende Busen. . .¹².» Die Griechen erscheinen dem späten Hölderlin mehr und mehr als die Elementaren, die flammenhaft Fortgerissenen; die Deutschen dagegen als die mehr Innerlichen, Bedchtigen, Bleibenden.

Was hat das alles noch mit Hölderlins Lebensbahn zu tun? Sehr viel, will mir scheinen. «Er ist ein Rad, welches schnell läuft!!» hatte Charlotte von Kalb von ihm gesagt; sie hatte damit auf die gefährliche Präzipitation gedeutet, die in seinem Charakter, in seinem Schicksal lag. Und später hat der Dichter selbst, durch Strom- und Flammenvergleiche, immer aufs neue angedeutet, wie sehr er am Rande des Abgrunds ging. Wir müssen also, auf Grund des Gesagten, zu einer letzten und wesentlichen Erkenntnis gelangen: daß der späte Hölderlin gerade darum so sehr das Bleiben betont, *weil er selber immer heftiger vom Fortri bedroht ist*. Die Natur und ihre Elemente, in Hölderlins mittleren Jahren noch gütig und göttlich, nehmen im Spätwerk zerstörerisch-dämonische Züge an. Und sie drohen das Menschlichste in diesem Menschen zu vernichten: das Bewußtsein. Der Dichter steht mit zweiunddreig Jahren am Rande des Wahnsinns. Noch versucht er in großen Hymnen die kühnsten geistigen Bezüge festzuhalten — und auch die Erinnerung an das, was in seinem Leben gewesen ist, das Andenken, die Mnemosyne. Dichten und Festhalten des Bewußtseins — das ist jetzt ein und dasselbe geworden. Aber er spürt es, lange kann es nicht mehr dauern, bis

. . . auch mich, wie die Weide, fort die Flut nimmt¹³

und alles Denken und Dichten zu Ende ist.

V

Im Juni 1802 trifft Hölderlin, von Bordeaux kommend, wo er zum vierten- und letztenmal eine Hofmeisterstelle angetreten hatte, wahnsinnig bei seiner Mutter in Nürtingen ein. Genau zur gleichen Zeit stirbt Susette Gontard in

Frankfurt, sein «liebender Schutzgeist», wie er sie in der Ode *Abschied* genannt hat. «Du bist unvergänglich in mir! und bleibst, solange ich bleibe!» heißt es einmal in Diotimas Briefen. Nun geht dieses Wort, per contrarium, in Erfüllung.

Seine Hymnendichtung überdauert den Ausbruch des Wahnsinns noch um ein bis zwei Jahre: gewitterhaft und rätselhaft, bald blitzend von Tiefsinn, bald lallend entrückt. Der große Schwung und Bogen, der hymnische Duktus zerbricht, und was übrig bleibt, ist ein Steinbruch-Gerölle, ein Haufe von Trümmern. Wer diese Trümmer durchsucht, wird oft noch Steine von ergreifender Schönheit finden; aber das angestrebte Ganze, das Hymnengefüge, kommt nicht mehr zustande. Die Zeit der Wanderungen ist nun zu Ende. «Es war mir nötig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusetzen, auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt», lesen wir in einem der wenigen aus dieser Zeit erhaltenen Briefe¹⁴. Ein paar Jahre lang entlädt sich die ungeheure Spannung seines Inneren noch in Anfällen von Tobsucht; dann wird der Kranke matt und ruhig. In einem späten Hyperion-Fragment breitet sich diese Ruhe am fühlbarsten aus. «Ich nehme überhaupt die Welt ganz anders», schreibt er. Er scheint zu erkennen, daß Gott allgegenwärtig ist und nicht an das Auf und Ab der Geschichte gebunden. Er verliert überhaupt allmählich das Zeitbewußtsein. «Wie soll ich die Freude dir deutlicher sagen? Red' ich von Menschen der Vergangenheit? red' ich von Menschen der Mitwelt? In himmlischen Lüften erscheint die Gnade der Gottheit¹⁵.» Und zum erstenmal, gerade jetzt, da wir es am wenigsten erwarten würden, äußert sich Hölderlin freundlich zu dem Verlauf seines Lebens: «Ich sehe die Bahnen mit Vergnügen an, auf welchen wir uns befinden.»

In so außerordentlichem Maße ist Hölderlin Dichter, Nur-Dichter, daß seine Dichtung durch die vierzig langen Jahre seines Wahnsinns durchhält. Er schreibt fast nur noch gereimte vierzeilige Strophen, oft voller Anmut, oft matt und linkisch, und immer wie von weit, wie von anderswo. Meist besingt er die Jahreszeiten, den stillen, sicheren Gang der Natur, die in Gott ruht. Und es gilt von ihm, was er vom Menschen im allgemeinen sagt in der folgenden Strophe; er vergißt all jene Sorgen, die aus dem «Geiste», aus dem Verstehenwollen des Daseins stammen. Das Dasein läßt sich im Grunde ja nicht verstehen, es läßt sich nur erleben.

Der Mensch vergißt die Sorgen aus dem Geiste,
Der Frühling aber blüht, und prächtig ist das meiste,
Das grüne Feld ist herrlich ausgebreitet,
Da glänzend schön der Bach hinuntergleitet.

Wie aber hat der Dichter zuletzt von seiner Lebensbahn gedacht? Betrachtet er sie als gescheitert, oder hat sie, trotz ihrer Exzentrik, zuletzt den «Frieden alles Friedens» wieder erreicht? Ich glaube, daß weder das eine noch das andere

ganz der Fall ist. Gescheitert wäre dies Leben nur, wenn das dichterische Werk mißlungen wäre. Davon kann aber nun wirklich nicht die Rede sein. Denn obwohl ihn seine Zeitgenossen sehr wenig ermutigt haben, hat Hölderlin doch vorausgeahnt, wie sehr seine Lyrik aufsteigen werde in einer späteren Zeit; wie sehr sich also seine persönliche Lebensbahn und diejenige seines Werkes unterscheiden würden. So sagt er einmal von den «Unheiligen», den am Göttlichen nicht teilnehmenden Menschen seiner Zeit:

Was kümmern sie dich,
O Gesang, den reinen, ich zwar,
Ich sterbe, doch du
Gehest andere Bahn, umsonst
Mag dich ein Neidisches hindern¹⁶.

Und diese «andere Bahn» haben seine Gedichte auch wirklich eingeschlagen, und insofern hat sich Hölderlins Dasein erfüllt. Doch andererseits ist ihm auch im Wahnsinn ein gewisses Bewußtsein seiner selbst und eben dieses Wahnsinns geblieben, und zweifellos hat er gelitten unter dieser seiner «Gewordenheit», wie er es einmal in einem Brief an die Mutter nennt¹⁷. Aber auch das Leiden entgleitet ihm jetzt, wie ihm alles entgleitet; er «vergißt die Sorgen aus dem Geiste», um sich am Anblick der Natur zu erfreuen, in der sich lauter Vollkommenheit ausdrückt. Diese Vollkommenheit ist so groß, daß sie keine Klage mehr zuläßt. Und wenn es ihm dann doch einmal dämmert, wie unvollkommen die Menschenschicksale und sein eigenes Schicksal sich ausnehmen mögen vor jener Vollkommenheit, dann tröstet er sich und andere¹⁸ mit dem Gedanken, daß auf dieser Erde noch nicht das letzte Wort gesprochen und daß «der Friede alles Friedens» erst jenseits ist. Die Zeit der Erschütterungen ist vorüber. Aus der dynamisch-präzipitierenden Lebensbahn ist eine statische Lebenslinie geworden, die so friedlich verläuft wie ein Feldweg oder ein Horizont.

Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen.
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

¹Große Stuttgarter Ausgabe Bd. 1, S. 28. Orthographie und Interpunktion sind in allen Zitaten dem modernen Sprachgebrauch angepaßt. ²*Die heilige Bahn* ist zugleich der Titel des Gedichtes 1, 79/80. ³Aus dem Gedicht *Zornige Sehnsucht* 1, 90. ⁴1, 94. ⁵1, 146. Mit der «Bahn» dürfte hier zugleich auch die allgemeinere Richtung auf die Ideale der Menschheit zu gemeint sein. ⁶6, 714. Es ist überhaupt interessant, die Äußerungen Charlotte von Kalbs über Hölderlin zu verfolgen. Sie ist gewiß auch eine der ersten, die ihn der «Überspanntheit» verdächtigt. ⁷3, 163, und 3, 236. ⁸1, 247. Das Gedicht ist später erweitert worden. ⁹2, 49/50 und in der zweiten Fassung 51/52. ¹⁰Ähnliche Hinweise auf das «Schwinden» Christi geben die Elegie *Brot und Wein* und die Patmos-Hymne. ¹¹Aus der zweiten Fassung der Hymne *Der Einzige*,

2, 158. Bezeichnend ist hier auch der Begriff des Maßes. Das Halten des Maßes, als der richtigen Mitte zwischen elementarem Hingerissensein und nüchtern-kaltem Erstarren, ist ein hölderlinsches Grundproblem. ¹² Aus den Entwürfen zu der Hymne *Der Ister*, 2, 809. Mit der Abwendung von der elementar-vitalen «Feurigkeit» der Griechen zu der geistigeren Art der Deutschen hängt auch Hölderlins vielbesprochene «Vaterländische Umkehr» zusammen. ¹³ Aus der Ode *Unter den Alpen gesungen*, 2, 44. ¹⁴ Zweiter Brief an Böhlendorff, 6, 433. ¹⁵ 3, 290/291. Das späte Hyperion-Fragment hängt handschriftlich mit der ergreifenden späten Diotima-Ode *Wenn aus der Ferne...* zusammen. Beide Texte scheinen einem der spätesten und doch ganz lichten Augenblicke des «Andenkens» zu entstammen. Vgl. 2, 898. ¹⁶ Aus der Hymne *An die Madonna* 2, 215. ¹⁷ 6, 462. ¹⁸ Das Gedicht *Die Linien des Lebens...*, dessen Entstehungsgeschichte 2, 900, ebenso authentisch wie reizvoll erzählt ist, kann ebensowohl als Trost für den Schreinermeister Zimmer wie für Hölderlin selber gelten.

Der Briefwechsel J. V. Widmanns mit Henriette Feuerbach und Ricarda Huch

MAX RYCHNER

Ein starker Band mit Briefen der drei Persönlichkeiten wird, reich kommentiert durch Charlotte von Dach, im Artemis Verlag, Zürich, herauskommen. Hier das Vorwort:

Im Jahre von Napoleons Rußlandfeldzug, 1812, wurde Henriette Feuerbach geboren; ein halbes Jahrhundert später, 1864, Ricarda Huch. Die beiden Frauennamen bedeuten für Josef Victor Widmann (1842—1911) Freundschaften, doch es sind Freundschaften verschiedenen Stils, wovon jeder Kennzeichen auch eines Zeitalters trägt.

In der Beziehung zu Henriette Feuerbach werden Abstand und Wärme durchaus von der um dreißig Jahre älteren verwitweten Dame bestimmt, die den Studenten in ihrem Heidelberger Haus empfangen hatte; sie, noch zu Goethes Lebzeiten geboren, war mitgeprägt vom Bewußtsein, aus einer großen Zeit in eine ärmere hinüberzutreten, eine in vielem niedrigere, wo es Würde zu wahren galt. In gehaltener Gemessenheit bewegt sich die Prosa dieser in Textbearbeitungen erfahrenen Frau, die nach eigener Anlage wie nach den Forderungen des Zeitwillens im Bürgertum sich eine klassisch gegründete Bildung erwarb. Sie hatte in eine Familie geheiratet, wo genialische Feuer umgingen: der Kriminalist, der Philosoph gehörten dazu, der Archäolog war ihr Gatte, der Maler Anselm Feuerbach ihr Stiefsohn. Eine «deutsche Griechin» hat Widmann die Frau genannt, die seine Gabe der Verehrung erweckte und